

Zeitschrift: Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge

Herausgeber: Bioforum Schweiz

Band: 74 (2019)

Heft: 2

Artikel: Nachtrag zu einem Gespräch über Zeit und Raum in Kultur und Politik 1/19, S. 22-25

Autor: Heindl, Bernhard

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-890995>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nachtrag zu einem Gespräch über Zeit und Raum

in Kultur und Politik 1/19, S. 22–25

«Ich möchte nicht, dass mein Haus an allen Seiten zugemauert ist und dass alle meine Fenster verstopft sind. Ich möchte, dass die Kulturen aller Länder so frei wie möglich durch mein Haus wehen können. Aber ich möchte auch auf keinen Fall von ihnen hinweggeweht werden.»

Mahatma Gandhi (1926)¹

«Heute Morgen, als ich in der Hütte saß, in der Mahatma Gandhi lebte, versuchte ich den Geist ihres Entwurfes in mich aufzunehmen und ihre Botschaft einzusaugen. [...] Hier ist Selbstgenügsamkeit der Grundton. Wir müssen verstehen, dass unnötige Sachen und Habseligkeiten, die die Menschen besitzen, ihre Kraft, Glückserfahrung aus ihrer Umgebung zu schöpfen, einschränken. Deshalb sagte Gandhi immer wieder, dass die Produktivität in den Grenzen des Benötigten (Gebrauchten, der Wünsche) gehalten werden muss. Die heutige Art der Produktion ist so, dass sie keine Grenzen kennt, dass sie ungehindert, ständig wachsend fortschreitet. All dies haben wir bisher geschehen lassen, aber jetzt ist es an der Zeit einzusehen, dass der Mensch, indem er mehr und mehr von Maschinen abhängig wird, seine eigene Zerstörung betreibt.»

Ivan Illich (1992)²

Bernhard Heindl Ortswechsel

Unlängst jährte sich zum 45. Mal die mit jedem Frühling wiederkehrende Freude der Vorbereitung unseres Gartens für die kommende Aussaat. Sie wird diesmal für immer und ewig die allerletzte gewesen sein. Notgedrungen sind wir nämlich im Begriff, Abschied nehmen zu müssen von einem Haus und seiner Landschaft ringsum, die für meine Frau und mich viele Jahre hindurch jener «optimale Lebensraum» gewesen sind, von dem wir uns nun «ins Kleinräumige» der Wohnung eines nahe gelegenen Marktflleckens zurückziehen müssen, mit dem uns allerdings schon eine lange Geschichte verbindet. Denn wir vermögen den Ort, den wir bisher ein halbes Jahrhundert betreuen durften, mit allem, was dazugehört, nicht länger mehr so instandzuhalten, wie er es eigentlich verdient. Also ist es aus Respekt vor seiner Würde höchste Zeit, dieses pflegebedürftige Kleinod, an dem wir uns so lange erfreuen durften, nun in die Hände Jüngerer zu legen und es ihrer Obhut anzuvertrauen.



Haus Peherstorf

Foto: Susanne Heindl

zu gewinnen und diese befreiende Distanz in Zukunft hartnäckiger als bisher zu verteidigen. Die Kraft dazu bekommen wir jedoch nur, wenn es uns gelingt, ein solches Domi-

zil der Ruhe in dem begrenzten Umfang zu behaupten, der räumlich überschaubar ist und dessen Horizont in zeitlicher Hinsicht eine Weile aufrechterhalten werden kann. Wenn ich Herrn Muri recht verstanden habe, plädiert er weniger für ein neues Biedermeier mit gefühlseliger Blumenlaube und geistigen Scheuklappen, als vielmehr für einen belebenderen Rhythmus der ewigen Wiederkehr des Gleichen, als es gegenwärtig der Fall ist. Eine solche Einkehr räumte uns in der Tat wieder mehr Zeit zur Besinnung ein und setzte sich dagegen zur Wehr, durch un-aufhörliches Produzieren und Agieren dieses kostbarsten unserer Güter beraubt zu werden, oder es durch allerlei Tand derart zu verträdeln, als hätten wir unendlich viel von diesem einmaligen Geschenk. Damit befände sich die Ermahnung des <Zeitforschers> in bester Übereinstimmung mit Blaise Pascal, der in einem solchen *divertissement* unseres Lebens das grösste Unglück sieht. Dafür scheint ihm die einzige Ursache zu sein, *de ne savoir pas demeurer en repos dans une chambre*, «nicht zu verstehen, in einem Zimmer zu bleiben und Ruhe zu bewahren».³

¹ Zitiert nach Jörg Becker bei der Tagung «Krieg und Medien» (Burg Schlaining, 2005).

² Ivan Illich, «The Message of Bapu's Hut», in: *In the Mirror of the Past* (New York, London 1992; Übersetzung von Marianne Gronemeyer).

³ Siehe Blaise Pascal, «Pensées» (Aphorismus 139; Édition Brunschvicg, Garnier Frères, 1964, S. 109).



Hochhäuser, aus einem Hochhaus fotografiert.

Quelle:⁴

Wie weit ist das Naheliegende entfernt?

Den heutigen Menschen gilt diese Empfehlung zur Verhütung jeglicher Zerstreuung in der Regel jedoch nur mehr als eine lächerliche Zumutung. Zumal es die meisten von ihnen schon unerträglich fänden, sich auf dem Land langweilen zu müssen und sich nicht rund um die Uhr in der Stadt vergnügen zu dürfen, wo immer überall «was los» ist. Der bedeutende Denker und Mathematiker konnte vor dreihundert Jahren in seiner Abgeschiedenheit allerdings nur deswegen seinen tiefgreifenden Studien nachgehen, weil er währenddessen von vielen anderen und insbesondere von zahlreichen Bauern und Bäuerinnen täglich mit dem Nötigsten versorgt worden ist. Deren Wirken durfte sich jedoch keinesfalls darauf beschränken, während aller vier Jahreszeiten in der Stube zu hocken. Der Kreis ihrer Tätigkeiten musste sich vielmehr auf den ganzen Umfang des entsprechenden Anwesens erstrecken, also Haus und Hof umfassen sowie die dazugehörigen Gärten und Wiesen, Äcker und Wälder, um sich selber vor dem Hungertuch zu bewahren und darüber hinaus noch andere leben zu lassen. Wie eben auch jenen grossen Gelehrten, der sich scheinbar gänzlich weltabgewandt seinen Aufgaben gewidmet und dabei schon 40 Jahre vor Leibniz die Grundlagen der Infinitesimalrechnung entdeckt hatte, ohne welche es heute keine Computer gäbe. Damit freilich in der Folge auch nicht jene «biochemischen, datenverarbeitenden Algorithmen [...], von denen das 21. Jahrhun-

dert beherrscht werden wird», bis sie soweit sind, unsere menschlich-allzumenschlichen Emotionen, Handlungsabläufe und Gedanken durch die Cyborgs zu ersetzen, von denen man sich höhere Leistungen und perfektere Resultate erwartet.⁵

Haus- vs. Geldwirtschaft

Vor dieser sich bereits deutlich abzeichnenden Drohkulisse zur Abschaf-

fung unserer *humanitas* scheint mir die Erinnerung von Herrn Muri an Aristoteles und seine Unterscheidung zwischen «realer Wirtschaft (*Oikonomia*) und Geldwirtschaft (*Chrematistik*)» noch einmal einer besonderen Aufmerksamkeit wert. Denn dahinter verbirgt sich nicht zuletzt auch der ruinöse Überlebenskampf der «kleinräumigen» (bäuerlichen) Landwirtschaft mit dem, was man heute – unter völliger Missachtung des ursprünglichen Verständnisses dieses antiken Begriffs – üblicherweise als «Ökonomie» bezeichnet.⁶ Sie ist heute dadurch charakterisiert, dass sie seit Adam Smith unter Berufung auf das metaphysische Wirken der «unsichtbarer Hände» keine physischen (räumlichen und zeitlichen) Beschränkungen mehr akzeptiert, das von ihr geforderte Wachstum im globalen Massstab unbegrenzt vorantreibt und diesen ständigen Fortschritt von allen erzwingt. Obwohl mir noch manches andere vom Gespräch mit Herrn Muri zu denken gab – und das ist das Beste, was ich von einer Lektüre erwarte –, beschränke ich mich im Folgenden auf diesen einzigen Punkt, der mich dazu veranlasst hat, noch einmal den in Frage kommenden Text nachzulesen.⁷

Um den Sinn der genannten Unterscheidung rich-

tig einschätzen zu können, scheint es mir nötig, die entscheidende Stelle in den Kontext dessen einzuordnen, was Aristoteles unter einem «staatlichen Gebilde» (*polis*) versteht. Nur so wird klarer, welchen Stellenwert darin ein «Haus» (*oikos*) einnehmen und nach welcher «Satzung» (*nomos*) es verwaltet werden soll. Dazu muss man die Tatsache im Auge behalten, dass unter dem deutschen *hus* jede Hütte, Wohnung oder Herberge verstanden werden kann, sofern diese nur irgendeine Art von Unterschlupf gewähren. Dagegen bedeutet *oikos* für den Griechen ungefähr dasselbe wie *familia* für die Römer. Es handelt sich dabei also eher um eine soziale Kategorie als um ein Bauwerk zum Wohnen.

Autonomie – Ökonomie

In diesem Sinn stellt das «Haus» für den Philosophen die erste Form von «Gemeinschaft» (*koine*) dar. Erst ihr Zusammenhalt ermöglicht den Menschen auf der niedrigsten Stufe einer Hierarchie, deren höchste die Verfassung der *polis* repräsentiert, in kleinsten Umfang dasjenige, was alle Menschen am meisten erstreben: nämlich glücklich zu werden. Dazu ist es nötig, ein möglichst selbstständiges Leben führen zu können. Zu dieser *autarkia* sind auf der untersten Ebene drei Voraussetzungen nötig. Erstens die Gemeinschaft von «Mann und Frau», ohne deren Vereinigung keine *oikonomia* lange Bestand hat, sondern es in jedem Haus bald drunter und drüber geht. Zweitens die Ver-



Ländlicher Raum und Verkehr, von oben her gesehen und geplant.

Quelle: Autobahndirektion Südbayern, 2017

⁴ Aussicht aus dem Hochhaus Marzahner Promenade Nr. 14, Berlin. Quelle: Schürfer & Obermaier (2014): Wahrnehmung von Räumen. In Schwarz und Schröder: Entwicklungslinien für Globales Lernen, Interkulturelles Lernen und Wertediskurse, S. 178.

⁵ Siehe dazu Yuval Noah Harari, «Deus Homo» («Organismen sind Algorithmen»), C.H.Beck-Verlag 2017, S. 116 ff).

⁶ Eine ähnliche Perverterung musste auch das deutsche Wort Wirtschaft über sich ergehen lassen. Dazu gehört, dass man im 19. Jahrhundert keine Staatswirtschaft mehr kennt, sondern nur mehr von «Nationalökonomie» spricht. Der Doktrin des aufgeklärten Liberalismus folgend will sich diese keinen (mehr oder minder willkürlichen) Regulierungen irgendeiner weltlichen Obrigkeit mehr fügen, sondern lieber den ewigen (quasi göttlichen) Gesetzen des Marktes gehorchen.

⁷ Siehe Aristoteles, «Politik», insbesondere erstes Buch 1252 a 21 – 1257 a 5.

bindung zwischen «Eltern und Kindern», ohne die alles Wirtschaften langfristig gesehen ebenfalls auf einer wankenden Grundlage steht. Dagegen wird drittens eine möglichst anhaltende Stabilität der Hausgemeinschaft nur erreicht, wenn sie sich zusätzlich auch noch auf das Einverständnis zwischen dem «Herrn» und seinem «Knecht» verlassen kann, mit deren Zerwürfnis jedem Haus ebenso sicher der Untergang droht, wie dem Staat, in welchem die Regierten mit ihren Regenten nichts mehr zu tun haben wollen und ihnen daher ihren Gehorsam verweigern.



Unser Garten, bis jetzt. Foto: Susanne Heindl

Knecht- und Herrschaft, Gemeinschaft

Zweifelsohne sind alle drei Kategorien von Eintracht heute überaus fragwürdig geworden. Das gilt besonders für die letztere, die für unsere empfindsamen Ohren durch eine Formulierung am anstößigsten ist, weil in ihr jene Machtverhältnisse, die jede Herrschaft mit sich bringt, in unverblümter Härte zur Sprache kommen. Davor wenden alle emanzipierten Singles und produzierenden Ich-AGs lieber ihre Augen ab. Sie brauchen zur Behauptung ihrer Unabhängigkeit keine «Knechte» (*douloi*) mehr, solange ihnen genügend «Energie» zur Verfügung steht. Dabei setzen sie wie selbstverständlich voraus, als zahlungskräftige Konsumenten und Konsumentinnen in der Industriegesellschaft von allen Seiten tagaus tagein bedient zu werden. Dafür nehmen sie in Kauf, im Gegenzug dazu gezwungen zu sein, überaus willfährig ihren Auftrags- und Arbeitgebern solange zu dienen, bis die von ihnen erbrachte Leistung für sie sich dem Ende neigt. So lange können sie sich dann auch den Luxus leisten, in jedem Geschäftsbereich als Kunde/König spielen zu dürfen und sich die von anderen Lohnabhängigen in Bangladesch oder Äthiopien bereitgestellten Erzeugnisse jederzeit wunschgemäß aneignen, wenn damit infolge der dort üblichen Form von moderner Sklaverei der Weltmarkt nur billig genug beliefert wird. Für Aristoteles ist aber das Verhältnis zwischen denen, die in einer häuslichen oder staatlichen Gemeinschaft das Sagen haben, und jenen, die das Befohlene auszuführen haben, ähnlich dem, wie es zwischen einem Steuermann und dem Ruderer herrscht, der

sein eigenes Werkzeug ebenso gut zu handhaben weiss, wie jener ihn zu dirigieren verstehen muss. Dabei sitzen beide – auf unterschiedlichen Positionen freilich – im selben Boot. Dieses kommt nur ans Ziel, wenn jener Vorausschauende weiss, zu welchem Hafen es unterwegs ist und sein Untergebener es dahin rudert, wohin es gesteuert werden soll. Dazu muss jeder von ihnen auf seinem Posten stehen und beide ihre Aufgaben erfüllen, ohne sich dabei in die Quere zu kommen.

Wirtschaften: die Not in Grenzen halten

Also besteht die Kunst der «Haushaltung» (*oikonomia*) für den griechischen Denker in der Fähigkeit, alle drei Bedingungen zur Aufrechterhaltung der Gemeinschaft erfüllen zu können, die nötig ist, damit ein Haus Bestand haben kann. Dazu müssen sich seine Bewohner derselben Hausordnung fügen, die ihnen jene Kunst vorschreibt. Nur dadurch wird unter ihnen der Friede gesichert, ohne den auch die kleinste Form von Gemeinschaft nicht lange bestehen kann, so wie auch jeder Staat zugrunde gehen muss, der die in ihm natürlich vorhandenen Differenzen nicht immer wieder geschickt auszu-tarieren vermag.

Eine so verstandene «Ökonomie» kann jedoch die Einigkeit in beiden Formen der Gemeinschaft nur so lange erwirken, wie sie sich auf ihre zentrale Aufgabe konzentriert. Diesem Ziel muss das Wirtschaften dienen, indem es alles erzeugt und bereitstellt, was «umwillen des Lebens in der Gemeinschaft eines Hauses oder Staates notwendig und nützlich» ist («Politik» 1256 b 29 ff.). Aber der dafür nötige Bedarf an Gütern ist «nicht unbegrenzt» (*ouk apeiros*). Darin unterscheidet sich diese Form der «Ökonomie»

grundsätzlich von der Kunst des «Gelderwerbs» (*chrematistike*), weil «dessen Streben unbegrenzt» (*apeiros*) ist. Es verfolgt nämlich kein anderes Ziel als das ständige Vermehren der Mittel. Darin ist prinzipiell kein Ende in Sicht, weil von jeder beliebig hoch angehäuften Geldsumme immer noch eine höhere denkbar ist und es keinen Grund dafür gibt, nach einer Milliarde Franken nicht noch mehr davon haben zu wollen. «Denn wer Geld liebt, wird von Geld niemals satt», heisst es in der Bibel (Prediger 5,9). Des-

halb gilt auch dem Apostel die «Geldgier» (*philarguria*) als die Wurzel allen Übels» (Paulus, Timotheus I, 6,10), die jede Gemeinschaft zerstört. Hat man diese aber gar von einer solchen «Habsucht» (*pleonexia*) abhängig gemacht, wie das im heutigen Kapitalismus (mit seinem Zentrum in der Finanzwirtschaft) weitgehend der Fall ist, dann können die Süchtigen in ihrer Krankheit schwer damit aufhören, sich all die «unnötige Sachen und Habseligkeiten» aufzuhalten, worin sie das von ihnen erstrebte Glück ersticken. Weil das ihre Autonomie und Autarkie permanent verringert, muss in Zukunft «die Produktivität in den Grenzen des Benötigten gehalten werden», statt schrankenlos immer weiter zu wuchern. Denn die dafür nötige Sprengkraft – das unaufhörliche Streben nach Geld – bewirkt, was jede Explosion vermag: Auf schnellstem Weg grösstmöglichen Schaden anzurichten und im schlimmsten Fall sogar die ganze Erde mitsamt ihren Bewohnern unter sich zu begraben. ●

Bücher von Bernhard Heindl

Zu bäuerlicher Kultur und Fragen des ländlichen Raumes publizierte unser Autor die Bücher «Erdsegen» (1986), «Einwärts – Auswärts. Vom Hegen der Erde» (1997) und «Gründe-Abgründe: bäuerliche Landwirtschaft im Sog agrarindustrieller Sachzwänge» (zusammen mit Sigmar Groeneveld, 2006). Voraussichtlich 2019 wird erscheinen: «Gewesen – Sein – Werden. Neun Essays zur Geschichte der Zukunft» (beim Verlag Königshausen & Neumann in Würzburg).